

Bierkrüge und Vergissmeinnicht Nabokovs Abneigung gegen Deutschland und die Deutschen

Von Dieter E. Zimmer

Vortrag, gehalten am 23.10.1999 im Nabokov-Museum, St. Petersburg

© 1999 Dieter E. Zimmer
Unveröffentlicht

ES IST NICHT LEICHT für einen Deutschen, über Vladimir Nabokovs Verhältnis zu seinem Land und seinen Landsleuten zu sprechen. Für einen Deutschen, dem Nabokov viel bedeutet, ist es schmerzhaft.

Nabokov war kein Mann der lauen Gefühle und der distanzierten, relativierenden, historisierenden Abwägung des Für und Wider. Die Gefühlsbasis seiner Urteile war immer stark polarisiert. Spontan zerfiel für ihn die Welt in zwei Teile: der eine mit einem positiven, der andere mit einem negativen Vorzeichen. Seine Haltung zu dem positiv durchsonnten Teil konnte sich bei gegebenem Anlass zu Bewunderung und Liebe steigern, die zum negativ verschatteten Teil zu Verachtung und Hass. Es lässt sich nicht übersehen, dass Deutschland und die Deutschen für ihn durchweg auf der Schattenseite rangierten. Gelinde gesagt, mochte er uns einfach nicht, ganz allgemein, und gerade darum konnte sich auch jeder Deutsche höchstpersönlich gemeint fühlen: ungemocht, abgelehnt, verachtet, von vornherein abgeurteilt.

Auch wenn Nabokovs deutscher Leser und Bewunderer subjektiv noch so sehr um Neutralität bemüht wäre: Alles, was er zu diesem Thema vorbringen kann, steht von vornherein unter dem Verdacht, er wolle entweder etwas verbergen oder beschönigen oder verdrehen, um Deutschland und damit sich selber nachträglich vor Nabokov zu rechtfertigen.

Ich fühle mich erst ermächtigt, über das heikle Thema zu sprechen, seit ich vor kurzem in einer französischen Literaturzeitschrift die Erinnerungen des Fotografen Horst Tappe las, der in der Schweiz einige der bekanntesten Aufnahmen von Nabokov gemacht hat. Tappe schreibt: *„Il m’a fait confiance, malgré mon handicap: j’étais allemand. Et lui qui n’aimait pas les Allemands m’a confié plus tard: ‚J’ai trois amis allemands.‘ Son éditeur Rowohlt, son traducteur Zimmer, et moi.“*¹ Dass Nabokov mich einen Freund genannt hat, befreit mich nicht nur von der Notwendigkeit, mich unablässig persönlich vor ihm für mein Deutschsein zu rechtfertigen. Es gibt mir die nötige Freiheit auch darum, weil es beweist, dass Nabokov seine kollektive Verdammung, gegen die es keine Berufung gab, nicht aufrechterhalten hat. Seine Abneigung war am Ende nicht mehr total und nicht undurchdringlich.

Nachträglich sieht es so aus, als wäre der Grund für Nabokovs Abneigung gegen Deutschland sonnenklar: Er hasste das Land, in dem Buchenwald lag. Er hasste das Land, das Konzentrations- und Vernichtungslager eingerichtet hatte, in deren einem, Neuengamme, sein Bruder Sergej im Januar 1945 verhungert war². Am explizitesten und ergreifendsten formulierte er aus der Distanz von 1955 diese Verurteilung, die inzwischen viel mehr war als bloße Abneigung, diese Verzweiflung über Deutschland im Roman *Pnin*:

Um bei Verstand existieren zu können, hatte Pnin sich in den letzten zehn Jahren beigebracht, nie an Mira Bjelotschkin zu denken – ... weil man, wenn man mit sich selber ganz ehrlich war, vom Gewissen und also auch vom Bewußtsein nicht erwarten konnte, dass sie in einer Welt fort dauerten, in der so etwas wie Miras Tod möglich war. Man mußte vergessen – weil man nicht mit dem Gedanken leben konnte, dass diese anmutige, zerbrechliche, zarte junge Frau mit diesen Augen, diesem Lächeln, diesen Gärten und diesem Schnee im Hintergrund per Viehwagen in ein Vernichtungslager geschafft und mit einer Phenolinjektion ins Herz gemordet worden war, in dieses sanfte Herz, das man unter seinen Lippen im Dämmer der Vergangenheit pochen gehört hatte. Und da die genauen Umstände ihres Todes nicht feststanden, starb Mira in der Vorstellung eine große Zahl von Toden, erlebte sie eine große Zahl von Wiederauferstehungen, nur um wieder und wieder zu sterben, weggeführt von einer ausgebildeten Krankenschwester, infiziert mit Dreck, Tetanusbazillen, Glassplittern, in einer vorgetäuschten Duschanlage mit Blausäure vergast, auf einem benzingetränkten Stapel Buchenholz in einer Grube bei lebendigem Leibe verbrannt ... auf dem schön bewaldeten Großen Ettersberg, wie der klangvolle Name der Gegend lautet. Es ist nur eine Fußstunde von Weimar, wo Goethe, Herder, Schiller, Wieland, der unnachahmliche Kotzebue und andere wandelten.³

Dennoch liegen die Dinge nicht so klar, wie sie im nachhinein scheinen. Das Naziregime hat zwar die meisten von Nabokovs eindeutig anti-deutschen Äußerungen provoziert, hat ihn in seiner Abneigung bestätigt, hat ihr etwas geradezu Prophetisches verliehen. Aber das war alles erst in den 30er und 40er Jahren. Nabokov zog jedoch 1921 und endgültig im Sommer 1922 aus Cambridge nach Berlin, um in der Nähe seiner Eltern zu sein, und da war Deutschland ein besiegtes und verarmtes und hartes und innerlich zerrissenes, aber physisch noch unzerstörtes Land, Hitler war ein verkrachter Kunststudent, der in Münchener Bierlokalen Randalie machte, und niemand auf der Welt hatte Phantasie genug, sich so etwas wie die Mordfabriken Nazideutschlands auch nur vorzustellen. Nabokovs Abneigung also muss andere, ältere Wurzeln haben. Welches waren sie? Man kann nur spekulieren.

Ich vermute, dass hier vier Faktoren zusammenkamen und sich gegenseitig verstärkten.

Faktor 1: die Familientradition. Nabokovs weitläufige Verwandtschaft scheint einen betont anglophilen und einen betont germanophilen Zweig gehabt zu haben. Er gehörte zu dem anglophilen Zweig, und darum floh die Familie 1919 von der Krim zunächst direkt nach England, und Vladimir nahm ein Studium am Trinity College in Cambridge auf, wo er bis zu dessen Abschluss im Sommer 1922 blieb, obwohl seine Familie 1920 nach Berlin übersiedelte, wo der Vater Mitherausgeber der wichtigsten Tageszeitung der größten russischen Exilkolonie wurde, *Rul* (Das Steuer).

Die anglophile Familientradition hat ihn jedoch nicht gehindert, in der zweiten Fassung seiner Memoiren 1966 fast genüsslich seine deutschen Vorfahren aufzuführen. Zu einem Viertel floss in seinen Adern deutsches Blut. Seine Großmutter väterlicherseits war Baroness Maria Ferdinandowna Korff (1842–1925), mit vollem deutschem Namen Maria Freifrau Schmysing gen. von Korff, aus einem livländischen Gutsbesitzergeschlecht, das einst der Deutsche Ritterorden aus Westfalen (Stammschloss Harkotten) ins Baltikum verpflanzt hatte. Sie war die Tochter von Baron Ferdinand von Korff (1805–1869), eines preußischen Generals in russischen Diensten, von dem sie das Gut Batowo erbt, das Nachbargut zu Jelena Nabokovs Wyra. Zur Zeit ihrer Heirat mit 17 Jahren war sie nach Nabokovs Zeugnis eins der „schönen, lilienweißen und rosenroten Mädchen“⁴ der Korffschen Linie – später sollte sie ihrem Enkel als eine kalte und ungewöhnlich kälteunempfindliche alte Frau in Erinnerung bleiben⁵. Der deutsche Urgroßvater, Baron von Korff, war mütterlicherseits ein Urenkel von Carl Heinrich Graun (1701–1759), des nicht unbedeutenden Komponisten am Hof Friedrichs des Zweiten, früher Friedrich der Große genannt, und ein Ururenkel des Königsberger Buchverlegers Johann Heinrich Hartung (1699–1765). Nicht mit Missfallen stellte Nabokov fest, dass er selber die markante korffsche Nase sein eigen nannte, „ein hübsches germanisches Organ mit kühn knöchigem Rücken und einer leicht abwärts geneigten, deutlich eingekerbten fleischigen Spitze.“⁶

Kurz, Nabokov war selber das Produkt praktizierter russisch-deutscher Völkerfreundschaft, дружба народов, und es war ihm nicht peinlich, denn er dachte nicht daran, die Deutschen früherer Zeiten für die Gebrechen und Verbrechen späterer Generationen verantwortlich zu machen und so etwas wie eine Erbschuld oder eine genetische Minderwertigkeit zu postulieren. Er scheint es für möglich gehalten zu haben, dass Deutschland wirklich einmal ein heiteres und freundliches Land der Musiker und Schmetterlingssammler war.⁷

Ohne sich darüber im klaren zu sein, glauben manche seiner heutigen amerikanischen Leser anscheinend selber an die These von der genetischen Minderwertigkeit, dem faschistischen deutschen Volkscharakter und

können sich gar nicht vorstellen, dass Nabokov nicht auch daran glaubte. Wenn Nabokov im nachgelassenen Kapitel 16 seiner Autobiografie einer fiktiven amerikanischen Schriftstellerin den Namen „Barbara Braun“ verlieh⁸, verstehen sie das als einen antideutschen Seitenhieb. Nabokov könne sie nur darum so genannt haben, weil er sie als eine Faschistin imaginierte und denunzieren wollte. Nach dem wenigen, was wir von ihr erfahren, ist sie jedoch eine harmlose Frau aus einer angesehenen neuenglischen Pädagogenfamilie, zwar unverhohlen deutscher Herkunft, aber schon seit Generationen in den USA ansässig. Jene arglos-argwöhnischen amerikanischen Leser sind offenbar der Meinung, dass allein schon ein deutscher Name jeden kompromittiere, dass jeder, der einen deutschen Namen trägt, und dann gar noch den Namen der Nazisymbolfarbe, nur ein Nazi sein könne, und dass Nabokov genau dies durch die Wahl des Namens „Braun“ zum Ausdruck bringen wollte. Ich dagegen meine, dass ihm solche Rückwärtsverurteilung aller Deutschen, selbst der ausgewanderten, fern lag, und das schon darum, weil zwar kein „Braun“, aber ein nicht weniger deutscher „Graun“ in ihm selber steckte. Noch absurder und geradezu beleidigend allerdings scheint mir jene Namensexegetik, die im Roman *Die Gabe* im Nachnamen der Heldin, „Merz“, sinnloserweise eine Anspielung auf den deutschen Dadaismus und seine „Märzkunst“ und in ihrem Vornamen „Зина“ ein „leicht durchschaubares Anagramm von Nazi“ aufgespürt zu haben glaubt.⁹ Von der Sinnlosigkeit dieser Spekulation abgesehen (warum sollte in der russischen Jüdin Sina ein Naziweib stecken?): Das angebliche Anagramm ergibt sich nur aus der englischen Transkription von Зина, die erst dreißig Jahre nach der Niederschrift der *Gabe* aktuell wurde. Als der Roman entstand, wäre sie in Berlin in lateinischer Umschrift nur eine „Nasi“ gewesen.

Alles in allem erklärt die „Familientradition“ Nabokovs Abneigung gegen die Deutschen höchstens zu einem kleinen Teil.

Faktor 2: In seiner Berliner Zeit lernte Nabokov Deutsche vorwiegend in Rollen kennen, in denen sie sich auch selber nicht allzu gern kennen lernten: als postwilhelminische Polizisten, Straßenbahnschaffner, Schalterbeamte, Nachhilfeschüler und vor allem Zimmervermieterinnen und Zimmervermieter. Die Bekanntschaft mit deutschen Schriftstellern, Künstlern, Theaterleuten, Wissenschaftlern oder auch Schmetterlingssammlern scheint er niemals gesucht zu haben; seinen Umgang beschränkte er ganz auf die russische Emigrantenkolonie. Der Sturz mitten in die Niederungen des Kleinbürgertums muss ihn, nach seiner aristokratischen Vorgeschichte, hart angekommen sein. Seine opulente Kindheit hatte ihn weitgehend abgeschirmt gegen den Vulgus, nach dem die Vulgarität heißt. Als er ihm in Berlin hautnah begegnete und ihm als nahezu mittelloser Ausländer teilweise sogar ausgeliefert war, mag er seine Vulgarität für ein typisch berlinisches oder deutsches Phänomen gehalten haben – bis er dann auf seiner weiteren Wanderung erlebte, dass Vulgarität an keine Klasse oder

Nationalität gebunden ist¹⁰. Dabei kam er als Bewohner des Berliner Westens noch glimpflich davon. In den proletarischen Stadtbezirken des Nordens und Ostens musste er nie wohnen, er scheint kaum jemals hingekommen zu sein. Schaudernd erwähnt Fjodor gegen Ende der *Gabe* die engen Geschäftsstraßen und die „toten Augen alter Hotels zweiter, dritter, hundertster Kategorie“ am Stettiner Bahnhof¹¹.

Das Resümee jener fünfzehn Jahre unter den Deutschen liest sich folgendermaßen:

Wenn ich auf jene Jahre des Exils zurückschaue, sehe ich mich und Tausende anderer Russen ein seltsames, aber keineswegs unangenehmes Leben in materieller Armut und intellektuellem Luxus führen, ein Leben unter völlig belanglosen Fremden, geisterhaften Deutschen und Franzosen, in deren mehr oder minder unwirklichen Städten wir, die Emigranten, zufällig unser Domizil genommen hatten. Diese Einheimischen schienen genauso flach und durchsichtig wie aus Zellophanpapier geschnittene Figuren, und obwohl wir ihre Einrichtungen benutzten, ihren Clowns Beifall klatschten und am Straßenrand ihre Pflaumen und Äpfel pflückten, bestand zwischen uns und ihnen keine wirkliche Beziehung von der herzlichen, menschlichen Art, wie sie in unserer eigenen Mitte so verbreitet war. Zuzeiten schien es, als ignorierten wir sie so, wie ein entweder arroganter oder aber sehr dummer Eroberer eine form- und gesichtslose Menge von Eingeborenen ignoriert, doch gelegentlich, recht häufig sogar, überkam ein schrecklicher Krampf diese Geisterwelt, durch die wir in heiterer Gelassenheit unsere Kümmernisse und Künste trugen, und sie zeigte uns, wer der immaterielle Gefangene war und wer der wahre Herr.¹²

Nabokov hat beteuert, dass er in diesen fünfzehn Berliner Jahren nie richtig Deutsch lernte. Es wurde viel darüber spekuliert, ob er die Wahrheit sagte, ob er seine Deutschkenntnisse nicht bewusst verleugnete oder herunterspielte, wie etwa in einem Fernsehinterview des Jahres 1971:

Nach meiner Übersiedlung nach Berlin wurde ich von der panischen Angst befallen, ich könnte irgendwie meinen kostbaren russischen Lack ankratzen, wenn ich fließend Deutsch sprechen lernte. Die Aufgabe, mich sprachlich abzuschotten, wurde erleichtert durch den Umstand, dass ich in einem geschlossenen Emigrantenzirkel von russischen Bekannten verkehrte und ausschließlich russischsprachige Zeitungen, Zeitschriften und Bücher las. Meine einzigen Abstecher in die Landessprache waren der Austausch von Höflichkeiten mit wechselnden Zimmervermietern und -vermieterinnen und das Alltagserfordernis des Einkaufens: „Ich möchte etwas Schinken.“ Heute be-

daure ich meine klägliche Leistung; ich bedaure sie unter dem kulturellen Aspekt.¹³

Andrew Field zum Beispiel, Nabokovs erster Biograf, hat bezweifelt, dass Nabokovs Deutsch tatsächlich so minimal war, wie er angab.¹⁴ Meiner Überzeugung nach gibt es keinen Grund, Nabokov nicht aufs Wort zu glauben. Die in seine Romane und Erzählungen eingestreuten deutschen Sprachbrocken enthalten viele kleine Fehler, wie sie keiner machen würde, der sich systematisch um die Sprache bemüht hat. In der Tenischew-Schule, auf die Nabokov 1911 kam, stand auch Deutsch auf seinem Stundenplan, aber mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs, als Sankt-Peterburg in Petrograd umgetauft wurde, wurde es gestrichen.¹⁵ Sein Französisch lernte er vor allem von seiner Gouvernante Cécile Miauton, „Mademoiselle“; seine Hauslehrer waren Russen, ein Großrusse, ein Ukrainer, ein Lette, ein Pole;¹⁶ ein Deutscher war nicht dabei. Deutsche Literatur scheint er nur wenig und fast immer nur mit Hilfe von Übersetzungen gelesen zu haben. Natürlich kannte er, wahrscheinlich noch aus dem Schulunterricht, einige der klassischen Balladen, Bürgers *Leonore* und Goethes *Erkönig*, wahrscheinlich auch Schillers *Räuber*. Mit *Faust* muss er sich recht eingehend beschäftigt haben, zumindest auf Russisch. Puschkins *Szene aus Faust* trug er 1932 auf einer russischen Goethe-Gedenkveranstaltung in Berlin vor, und noch 1964 schrieb er in seinen Puschkin-Kommentaren: „Es gibt Leser, die Puschkins *Szene aus Faust* (1925) Goethes ganzem *Faust* vorziehen, in dem sie eine sonderbare Strähne von Trivialität bemerken, welche dem Dauerbeschluss durch seine Tiefsinnigkeiten im Weg ist.“¹⁷ Andererseits nannte er im gleichen Zusammenhang den *Erkönig* „hallucinatory“ und *Über allen Gipfeln* uneingeschränkt „marvelous“. Für eine russische Sängerin übersetzte er zu Beginn seines Exils auf der Krim Gedichte von Heine, die ihm nicht missfallen haben werden. Kafka las er erst nach 1936 und zunächst in französischer Übersetzung.¹⁸ Als er später der *Verwandlung*, die er für eins der größten Prosawerke überhaupt hielt, nach Joyces *Ulysses* und vor Belyjs *Petersburg*, eine Vorlesung widmete, arbeitete er sich mit einem Wörterbuch auch durch das Original. Über Thomas Mann äußerte er sich immer abschätzig;¹⁹ aber viel mehr als den *Tod in Venedig* scheint er von ihm nicht gelesen zu haben – mit Gewissheit nur noch die Erzählung *Das Eisenbahnunglück*, die er 1950 in einer seiner Vorlesungen an der Cornell-Universität Absatz für Absatz zerpfückte.²⁰ (Er glaubte, die Universität verlangte, dass er in seinem Kurs nicht nur die *Verwandlung*, sondern zwei deutsche Werke behandle.) Im Unterschied zu den französischen Übersetzungen seiner eigenen Bücher hat er die deutschen nie selber durchgesehen; das erledigte für ihn immer Véra, und sie beurteilte selbst ihre eigenen Deutschkenntnisse, die einmal wirklich fließend gewesen sein müssen, sehr kritisch.

Natürlich ist Sprachbeherrschung etwas Relatives. Nabokovs Deutsch war bestimmt gut genug für den Emigrantenalltag in Berlin. Wie ich selber bezeugen kann, hatte sein Deutsch nur einen schwachen russischen Akzent. Auch dürfte ihm aus den deutschen Schmetterlingsatlantiden seiner Jugend viel Entomologendeutsch wenigstens passiv in Erinnerung geblieben sein. Ein anderer hätte vielleicht gemeint, damit über ganz passable Sprachkenntnisse zu verfügen. Nabokovs sprachliche Ansprüche waren höher. Nach seinen eigenen Maßstäben war sein Deutsch mangelhaft, und wer ihm seine eigenen Maßstäbe auszureden versucht, setzt ihn herab.

Kurz, Nabokov hatte keine Kontakte zu Deutschen und ihrer Sprache und Literatur, die ihm vielleicht ein positiveres Bild verschafft hätten, und er legte auch keinen Wert auf sie.

Faktor 3: Nabokov war überhaupt kein Großstadtmensch. Weder die Großstadt als solche noch das konzentrierte soziale Leben der Großstadt fand er attraktiv. Er war heikel. Allein schon die physische Nähe von Fremden machte ihm zu schaffen, und er war extrem lärmempfindlich. Sein Herz hing an den einsamen Wäldern und Sümpfen an der Oredesh, an Wyra, Roshdestweno, Batowo, Drushnosselje. Innerhalb der russischen Kolonie in Berlin nahm er zwar intensiver am großstädtischen Veranstaltungswesen teil, als er später wahrhaben wollte, aber ausschließlich an dem der russischen Kolonie, nicht dem deutschen; am meisten hat er wohl noch die Kinos und die Sportveranstaltungen geschätzt, die Boxkämpfe und Eishockeyspiele im Sportpalast. Er fühlte sich auch nicht speziell Berlins wegen dort besonders unwohl. Als er um die Jahreswende 1923/24 seine Mutter in Prag besuchte, „sehnte er sich zurück nach Berlin wie nach einem irdischen Paradies“, vermerkt sein Biograf Brian Boyd.²¹ Als er sich 1939 in Paris wiederfand, berichtet Boyd, fand er dieses „bedrückend“ – „in späteren Jahren war es in seiner Erinnerung die graue, düstere Stadt an der Seine“²². Über die „schreckliche kleine Wohnung“ in New York tröstete ihn die Nähe des Central Park hinweg²³; als er 1941 seine erste Dozentstelle in Wellesley fand, kam ihm „die eichene Ruhe Neuenglands beruhigend vor“.²⁴ Der einzige Ort in Berlin, für den er in der *Gabe* wirklich glühende Worte fand, war der Grunewald mit dem Grunewaldsee, minus dessen Publikum. In einem anderen Kiefernwald an einem anderen, sehr viel einsameren See, 20 Kilometer südöstlich der Stadt, kauften er und Véra Jewsejewna sich 1929 sogar ein kleines Stück Land, um eine Datscha darauf zu bauen (daraus wurde nichts). Wohl nicht zufällig hatten beide Orte eine gewisse Ähnlichkeit mit den russischen Wäldern seiner Kindheitssommer.

Faktor 4: Der Hauptgrund für Nabokovs Abneigung dürfte schlicht der gewesen sein, dass Deutschland nicht Russland und Berlin nicht St. Petersburg war. Er wollte nichts so sehr wie wieder zu Hause sein und musste unter fremden Menschen in einer fremden Stadt leben, die ihn

nichts anging und die ihn nicht interessierte. Damit stand er nicht allein. Die meisten der 350.000 Russen, die zwischen 1919 und 1923 nach Berlin strömten, kamen unfreiwillig und nicht aus Sympathie und Interesse. Sie wählten Berlin, weil es die nächste europäische Großstadt war, aus der der Weg zurück nach Russland der kürzeste sein würde; weil es eine lange Geschichte deutsch-russischer Verflechtungen gab, die allerlei verwandtschaftliche und geschäftliche Beziehungen hinterlassen hatte; weil die Berliner nicht weiter Notiz von ihnen nahmen; weil die dezimierten und verarmten deutschen Familien viel zu große Wohnungen hatten, die sie für wenig Geld untervermieten mussten; und vor allem, weil Berlin während der Inflation für Menschen, die höchstens etwas Schmuck und Devisen mitgebracht hatten, ein billiges Pflaster war. Als die Inflation 1923 zu Ende ging, begann sich die russische Kolonie schnell aufzulösen. Der Schwerpunkt wanderte weiter nach Paris. Nabokov blieb in Berlin hängen, nicht weil es ihm dort gefiel, sondern weil er sich von Paris noch weniger versprach.

Nabokov hat fünfzehn Jahre in Berlin zugebracht, und wenn man seine Berliner Romane und Erzählungen in chronologischer Folge liest, so könnte einem auffallen, dass sie keineswegs alle von der gleichen Abneigung durchtränkt sind. Sie hat sich gegen Ende hin mächtig gesteigert, und das aus gutem Grund. Die meisten Figuren in seinen Berliner Werken sind Exilrussen, gute und böse, kluge und dumme, glückliche und unglückliche, Schöpfer und Spießer. Die wenigen Deutschen unterscheiden sich nicht von ihnen. Wenn kein Name sie verrät, weiß man oft gar nicht, ob man es mit Russen oder Deutschen zu tun hat, wie bei den beiden Männern, deren Unterhaltung die Erzählung *Berlin – Ein Stadtführer* ausmacht. Die Schurken in den Romanen *König Dame Bube* und *Camera obscura* sind international. Wenn man ihre Namen entgermanisierte, so wie Nabokov es in der englischen Fassung von *Camera obscura* teilweise tat, wären sie sofort in jedem anderen europäischen Land zu Hause. Der Pianist Bachmann, Erwin der Hans-im-Glück des *Märchens*, der Kaufhausbesitzer Dreyer, der Schmetterlingshändler Pilgram, die Kunstkritikergattin Anneliese – sie sind mit der gleichen distanzierten Sympathie gezeichnet wie all das russische Personal, ihre deutsche Staatsangehörigkeit stellt keinerlei Malus dar. Und von der Stadt Berlin heißt es zwar manchmal, dass sie langweilig und hässlich sei, aber das hindert Nabokov nicht, sie teils amüsiert, teils genervt, teils beeindruckt genau und manchmal geradezu liebevoll zu beobachten und zu beschreiben.

Während seiner Anwesenheit in Berlin nämlich entwickelte Nabokov seine Ästhetik. Es wurde ihm zum einen klar, dass seine dichterische Existenz auf der genauen Beobachtung des einzigartigen Moments beruhte, für die er eine besondere Begabung mitgebracht hatte: Er studierte die sinnliche Textur der Wirklichkeit geradezu, nicht die berühmten Sehenswürdigkeiten, sondern die unscheinbaren Sensationen. Zum andern scheint er

damals zu der Einsicht gekommen zu sein, dass Schönheit keine objektive Eigenschaft der Dinge, sondern im wesentlichen eine Projektion sei, dass sie „im Auge des Betrachters“ liege, und trainierte sich in der Kunst, das Schöne sogar im Hässlichen und Langweiligen wahrzunehmen. So hat er eine Menge Vignetten des Berlins jener Jahre hinterlassen, seiner reinen Oberfläche, so wie sie sich seinen offenen Sinnen darbot, die nicht nur gestochen scharf sind, sondern die Hässlichkeit und Langweiligkeit der Stadt zwar nicht abstreiten, aber geradezu aufheben, so wie These und Antithese in der Synthese aufgehoben sind. Der Historiker Karl Schlögel konnte Nabokov zu Recht zu dem vielleicht aufmerksamsten und genauesten russischen Beobachter der Stadt erklären.²⁵

Bis hierher wäre das alles nichts Besonderes. Abneigung vielleicht, aber kaum sichtbar; Desinteresse gewiss, aber kompensiert durch genaue Beobachtung – und beides so, wie einem eben der eine Ort, mit dem einen nichts verbindet, mehr und der andere weniger zusagt.

Irgendwann aber ändert sich der Ton. Es lässt sich genau datieren, wann: mit der Erzählung *Der neue Nachbar*²⁶. Es ist die erste Erzählung, die in der kleinbürgerlichen Spießigkeit Berlins etwas anderes, etwas tief Beunruhigendes, Bedrohliches, Brutales wahrnahm, das Nabokov nun doch für eine deutsche Spezialität hielt. Was war geschehen? Geschrieben wurde *Королек* „im Sommer 1933 am Grunewaldsee“. Einige Monate zuvor hatten die Nazis die Macht „ergriffen“. Das entfesselte deutsche Spießertum, das jeden, der sich ihm entziehen will, unbarmherzig zerquetscht, hat Nabokov noch einmal und sozusagen auf endgültige Weise zum Thema einer Erzählung gemacht, für mich eine seiner allerstärksten und härtesten überhaupt, nämlich *Wolke, Burg, See*²⁷, geschrieben im Juni 1937 im tschechischen Marienbad, kurz nachdem er Deutschland für immer entronnen war, so wie es sein bedauernswerter Protagonist nicht konnte.

Die meisten ausfälligen Bemerkungen finden sich in der *Gabe*. Sie spielt nach Nabokovs Angabe zwischen 1926 und 1929, richtiger wohl zwischen 1924 oder 1925 und 1928 in der Berliner Emigrantenkolonie. Darum sieht es so aus, als reflektiere Fjodors Deutschenhass (er verdient diesen Namen, weil Fjodor selbst ihn so nennt), Nabokovs Haltung in den 20er Jahren – soweit Rückschlüsse vom Helden auf seinen Autor statthaft sind²⁸. Das aber tut er nicht. Er reflektiert die Haltung seiner Entstehungszeit, und Nabokov hat das später selbstkritisch so gesehen und auch gesagt, 1962, in seinem Vorwort zur englischen Ausgabe:

Fjodors Haltung Deutschland gegenüber spiegelt vielleicht allzu typisch die unverhohlene und irrationale Verachtung wider, die russische Emigranten für die ‚Eingeborenen‘ (in Berlin, Paris oder Prag) empfanden. Überdies wirkte auf meinen jungen Mann der Aufstieg einer widerwärtigen Diktatur, der in die Zeit fällt, als der Roman ge-

schrieben wurde, nicht aber in diejenige, die er bruchstückhaft widerspiegelt.²⁹

Die expliziteste Passage findet sich in Kapitel 2, wo sich Fjodor Godunow-Tscherdynzew an einem missgelaunten Tag in einer Berliner Straßenbahn geradezu in eine Orgie des Deutschenhasses hineinsteigert. Geschrieben wurde sie irgendwann zwischen 1934 und 1937, wahrscheinlich 1935:

Er fuhr zum Unterricht, war spät dran wie gewöhnlich, und wie gewöhnlich erwachte in ihm ein unbestimmter, böartiger, bedrückender Haß auf die schwerfällige Trägheit dieses unbegabtesten aller Verkehrsmittel, auf die hoffnungslos vertrauten, hoffnungslos häßlichen Straßen, die am nassen Fenster vorüberzogen, vor allem aber auf die Füße, die Seiten und die Nacken der einheimischen Fahrgäste. Sein Verstand wusste, dass unter ihnen auch wahre, vollkommen menschliche Individuen vorkommen konnten, mit selbstlosen Leidenschaften, echtem Kummer, ja selbst mit Erinnerungen, die ihr Leben durchglänzten, aber aus irgendeinem Grund gewann er den Eindruck, dass all diese kalten, flinken Augen, die ihn anschauten, als trüge er einen unrechtmäßigen Schatz bei sich (was seine Gabe ja im wesentlichen auch war), einzig hämischen Klatschbasen und unehrlichen Krämerseelen zugehörten. Die Überzeugung der Russen, dass die Deutschen in kleinen Mengen vulgär, in großen unerträglich vulgär seien, war, das wußte er genau, eine Überzeugung, die eines Künstlers unwürdig war; und dennoch überlief ihn ein Zittern, und nur der finstere Schaffner mit den gehetzten Augen und dem Pflaster am Finger, der ewig qualvoll nach Gleichgewicht und Platz suchte, um unter den krampfhaften Stößen des Wagens und durch das viehische Gedränge stehender Fahrgäste durchzukommen, schien äußerlich wenn nicht ein menschliches Wesen, so doch zumindest der arme Verwandte eines menschlichen Wesens zu sein. An der zweiten Haltestelle setzte sich ein hagerer Mann Fjodor gegenüber, der einen kurzen Mantel mit Fuchskragen, einen grünen Hut und ausgefranste Gamaschen trug. Als er sich niederließ, stieß er mit seinem Knie und der Ecke einer dicken Aktentasche mit Ledergriff gegen ihn, und dieser belanglose Vorfall verwandelte Fjodors Gereiztheit in reine Wut, sodass er den Sitzenden durchdringend anstarrte, in seinen Zügen las und augenblicklich seinen ganzen sündhaften Haß (gegen diese arme, klägliche, aussterbende Nation) auf ihn konzentrierte, sehr wohl wissend, warum er ihn hasste: wegen dieser niedrigen Stirn, wegen dieser fahlen Augen; wegen *Vollmilch* und *extrastark*, worin das gesetzlich erlaubte Vorkommen von Verdünntem und Künstlichem mitenthalten war; wegen der pulcinellhaften Gebärdensprache ...; wegen der Vorliebe für Zäune, Reihen, Mittelmäßigkeit; wegen des Büroakults; deswegen, weil man unweigerlich Zahlen, Geld zu hören bekommt, wenn man seine innere Stimme belauscht (oder eine beliebige Unterhaltung auf der Straße);

wegen der Klosettwitz und des rohen Gelächters; wegen der Dicke des Hinterteils beider Geschlechter, selbst wenn die Person ansonsten nicht dick ist; wegen des Mangels an Feingefühl; wegen der Demonstration von Sauberkeit – der blitzenden Kochtopfböden in der Küche und des barbarischen Schmutzes im Badezimmer; wegen der Schwäche für kleine Gemeinheiten, wegen der Akkuratheit in den Gemeinheiten, wegen des widerwärtigen Dinges, das akkurat auf den Gittern von Grünanlagen aufgespießt wird; wegen der Katze, die man bei lebendigem Leibe mit einem Draht durchbohrt, um sich am Nachbarn zu rächen, und der Draht ist geschickt an einem Ende gekrümmt; wegen der selbstzufriedenen, selbstverständlichen Grausamkeit in allem; wegen der unerwarteten, stürmischen Hilfsbereitschaft, mit der fünf Vorübergehende einem helfen, ein paar verlorene Pfennige aufzusammeln; wegen ... So reihte er die Punkte seiner voreingenommenen Anklage aneinander und betrachtete dabei den Mann gegenüber – bis dieser ein Exemplar von Wassiljews Zeitung aus der Tasche zog und unbekümmert mit russischem Tonfall hustete.³⁰

Es sollte nicht übersehen werden, dass Nabokov diese Episode mit einer Relativierung einleitet und am Ende sozusagen umkehrt, sodass ihre vollständige Botschaft eigentlich lautet, Fjodors Deutschenhass sei irrational und unwürdig, und Deutsche und Russen seien austauschbar.

Warum aber blieb Nabokov so lange in Deutschland, länger als die meisten? Die russische Kolonie war zusammengeschmolzen. Im März 1933 schon wurden die ersten Konzentrationslager eingerichtet, Juden überfallen, im April erstmals jüdische Geschäfte boykottiert, im Mai fand Unter den Linden die Bücherverbrennung statt; im Sommer 1935 hingen an Geschäften, Restaurants und Ortseingängen „Juden unerwünscht“-Schilder; im September 1935 wurden mit den Nürnberger Gesetzen die deutschen Juden entrechtet. Es war für einen Deutschen mit einer jüdischen Frau 1936 gefährlich, in Deutschland zu leben, umso mehr für einen Staatenlosen mit Nansenpass, dessen Frau ihre jüdische Herkunft nicht zu kaschieren suchte, sondern im Gegenteil stolz betonte. Aber zum Verlassen Deutschlands entschloss sich Nabokov definitiv erst, nachdem die Nazis im Mai 1936 die bis dahin private Russische Vertrauensstelle in Berlin dem Außenministerium unterstellt und den Monarchisten General Wassily Biskupsky zu ihrem Leiter gemacht hatten und zu seinem Stellvertreter Sergei Taboritzki, einen der Mörder von Nabokovs Vater, und als diese Behörde im September 1936 begann, die in Deutschland lebenden Russen zu registrieren, um die Juden und die potenziellen Dolmetscher für den geplanten Russlandfeldzug herauszukämmen. Warum wartete er so lange, während doch der Exodus der deutschen Juden und Nazigegner schon 1933 begonnen hatte? Die Frage hat, wie ich meine, zwei Antworten.

Erstens fand Nabokov Deutschland zwar „bedrückend wie einen Kopfschmerz“, aber alle seine Versuche, in Frankreich oder England eine Arbeit zu finden, mit der er den Lebensunterhalt für seine Familie verdienen konnte, schlugen fehl. Mit dem Zusammenschmelzen seiner russischen Leserschaft näherten sich seine eigenen schriftstellerischen Einkünfte dem Nullpunkt. In Berlin gab es immerhin für Véra Jewsejewna meist noch Gelegenheitsarbeiten. Ihre letzte Stelle, als Auslandskorrespondentin des Ingenieurbüros Ruths-Speicher, fand sie 1936. Drei Monate später wurde sie hinausgeworfen, weil sie Jüdin war.³¹ Nun waren die Aussichten, wenigstens das Notwendigste zu verdienen, in Berlin genau so gering wie anderswo, sodass dem bedrückenden Kopfschmerz nicht länger widerstanden werden musste.

Zweitens hat Nabokov die Gefahr, die Véra, seinem Sohn und ihm selbst in Nazideutschland drohte, wohl unterschätzt – nicht weil er die Lage in zu rosigem Licht sah, sondern weil er sich fünfzehn Jahre lang in einer Haltung verächtlichen Desinteresses an den „Eingeborenen“ geübt hatte, so als wäre ihm Deutschland zwar lästig, ginge ihn aber im Grunde nichts an. Wenn das so ist, dann hätte ihn gerade seine alte allgemeine Abneigung gegen alles Deutsche daran gehindert, die Zeichen der Zeit richtig zu lesen und die durchaus neue Qualität dessen zu erkennen, was sich seit 1933 um ihn her so aggressiv ausbreitete. Gerade weil er den Deutschen seit längerem nur Schlimmes zugetraut hatte, versagten seine Sensoren, als sie sich tatsächlich anschickten, noch viel Schlimmeres wahr zu machen. Er war wie einer, der jahrelang über das schlechte Wetter klagt, obwohl es nur mittelmäßig ist, und dann den aufziehenden Orkan verkennt. Sein Entschluss, Deutschland zu verlassen, fiel in dem Augenblick, als ihm das Naziregime mit der Registrierung der Exilrussen klar machte, dass es auch nach ihm und seinesgleichen langen würde, so wie die Schreckensbande der KdF³²-Reisenden in *Wolke, Burg, See* nach seinem „Vertreter“ Wassilij Iwanowitsch.

Nabokovs Meinung über Deutschland näherte sich ihrem Tiefpunkt. In der geplanten Fortsetzung seines Romans *Die Gabe*, 1939 geschrieben, ließ er selbst an den deutschen Schmetterlingsbüchern, die er einst auf dem Dachboden in Wyra aufgestöbert und an denen er sich als Junge ergötzt hatte³³ (und von denen er später, in seiner Autobiographie, zumindest eines, das von Ernst Hofmann³⁴, als „relativ überlegen“ bezeichnete) kein gutes Haar mehr: zu schlechte Abbildungen, zu wenige und teilweise falsche russische Fundorte. Und seine Erinnerung an Berlin brachte er mitten im Krieg auf die Formel:

Das russische Berlin der zwanziger Jahre war ein einziges möbliertes Zimmer, das von einer groben und stinkenden Deutschen (der gemeine Schweiß dieses misslungenen Volkes ist unvergessen) vermietet wurde ... Durch Meidung der Einheimischen gelang es uns mit

List, unsere ganz eigene Schönheit aus dieser oder jener Kombination von Umständen und Beleuchtungen zu ziehen.³⁵

Zwei verhassten Diktaturen im letzten Augenblick entkommen, beiden zweimal, der bolschewistischen aus Petrograd und Sewastopol, der deutschen aus Berlin und dann noch einmal aus Saint-Nazaire, brachte der Fortgang des Kriegs Nabokov natürlich in ein Dilemma. Im März 1941, als der Hitler-Stalin-Pakt vom August 1939 noch galt, hatte er der Studentinnenzeitung des Wellesley College gesagt, die deutsch-russische Freundschaft sei wohl unverbrüchlich, denn Deutschland und die Sowjetunion hätten sich von Anfang an gut vertragen und seien beide Polizeistaaten gleicher Art, wenn auch unterschiedlicher Ideologie³⁶. Drei Monate später, im Juni 1941, überfiel Deutschland die Sowjetunion. Jetzt führten seine zwei Hauptfeinde Krieg gegeneinander. Sollte er nun Stalin den Sieg über Hitler oder Hitler den über Stalin wünschen? Damals schrieb er an Edmund Wilson:

Fast 25 Jahre lang haben sich die Russen im Exil danach gesehnt, dass etwas – irgendetwas – geschieht, das die Bolschewiken vernichtet, – beispielsweise ein guter blutiger Krieg. Und nun diese tragische Farce. Mein inniger Wunsch, dass Russland trotz allem Deutschland schlagen oder besser vollkommen abschaffen möge – sodass kein Deutscher auf der Welt übrigbleibt, heißt den Karren vor das Pferd spannen, doch das Pferd ist so abscheulich, dass ich das in der Tat vorziehe. Vor allem ändern möchte ich, dass England den Krieg gewinnt. Dann will ich, dass Hit[ler] und Stal[in] auf die Weihnachtsinsel verfrachtet und dort zusammen in nächster und ständiger Nähe gehalten werden.³⁷

Der scherzhafte Schluss verhehlt nicht, dass mit dieser genierten Parteinahme für Stalin ein nochmals neuer Ton da ist, einer, der auch sechzig Jahre später noch schmerzt. Der sanftmütige Nabokov, der es nicht ertragen konnte, wenn einem Unschuldigen ein Haar gekrümmt wurde, plädierte hier nicht für den Sieg eines Regimes über das andere, sondern für die Ausrottung der Deutschen, der Schuldigen und der Unschuldigen gleichermaßen.

Es war auch keine einmalige Aufwallung. In Nabokovs Buch über *Gogol*, in dem Deutschland als traditioneller Hort der *пошлость* gebrandmarkt wird, der Geschmacklosigkeit, Gemeinheit und Niedertracht, findet sich die Stelle:

Unter den Völkern, mit denen wir in Berührung kamen, schien uns immer Deutschland der Ort zu sein, wo die *poschlost* – anstatt dem Gelächter preisgegeben zu sein – einen wesentlichen Bestandteil des Nationalgefühls, der Sitten und Gebräuche und der allgemeinen At-

mosphäre bildete, obwohl gleichzeitig gutmütige russische Intellektuelle des romantischen Typs bereitwillig, viel zu bereitwillig, die Legende von der Größe der deutschen Philosophie und Literatur akzeptierten; denn es brauchte schon einen Superrussen, um zuzugeben, dass sich eine fürchterliche Strähne von *poschlost* durch Goethes *Faust* zieht.– Die Nichtswürdigkeit eines Landes in dem bösen Augenblick herauszustreichen, da man sich mit ihm im Krieg befindet – und da man es gerne bis zum letzten Maßkrug und bis zum letzten Vergißmeinnicht zerstört sähe –, heißt sich gefährlich nahe an jenem Abgrund von *poschlost* bewegen, der sich zu Kriegs- und Revolutionszeiten weltweit auftut. Wenn es aber nur eine milde Vorkriegswahrheit ist, die man da zurückhaltend vor sich hin murmelt, der sogar etwas Altmodisches anhaftet, dann ist dieser Abgrund vielleicht doch zu vermeiden.³⁸

Nabokov hat später gesagt, er habe mit diesen Sätzen eigentlich nicht den Wunsch ausgesprochen, Deutschland „bis zum letzten Maßkrug und bis zum letzten Vergißmeinnicht zerstört“ zu sehen, sondern im Gegenteil diesen Wunsch selbst in die Nähe von *poschlost* gerückt. Aber wenn man die Stelle genau nachliest, sieht man, dass das nicht stimmt. Als *poschlost*-verdächtig hat er eine kriegsbedingte Betonung ewiger deutscher *poschlost* bezeichnet, nicht aber den Wunsch nach der Vernichtung Deutschlands. Symmetrisch waren seine Hoffnungen für den Kriegsausgang nicht. Einen analogen Wunsch nach der Vernichtung Russlands und seiner Bewohner hat er natürlich nicht gehegt.

Ohne jede Reserve äußerte er sich 1944 in dem sarkastischen Brief an eine ihm unbekanntere amerikanische Dame, die ihn zur Teilnahme an einer Veranstaltung eingeladen hatte, in der für Barmherzigkeit mit dem voraussichtlich bald besieigten Deutschland geworben werden sollte:

Ich habe 17 Jahre in Deutschland zugebracht und bin ziemlich sicher, Gretchen wurde gründlich getröstet durch die gebrauchten, ein wenig blutbefleckten, aber immer noch brauchbaren Kleider, die ihr Freund der Soldat ihr aus den polnischen Ghettos schickte... Wenn man eine Hyäne vor sich hat, nützt es nichts, darauf zu hoffen, dass Domestikation oder ein gütiges Gen das Tier eines Tages in eine große, weiche, leise schnurrende Schildpattkatze verwandeln. Kastration und Mendelismus haben leider ihre Grenzen. Chloroformieren wir sie – und vergessen wir sie dann. Um Musik und Gemütlichkeit tut es mir natürlich leid, aber nicht sehr, nicht mehr als um die Lacktäschelchen und die blühenden Kirschbäume (vielleicht kitschig, aber süß), die das gemütliche kleine Japan beigesteuert hat.³⁹

Obwohl ihm der Gleichklang peinlich gewesen wäre, sagte Nabokov also während der letzten Kriegsjahre in Amerika das Gleiche leise und im

Privaten, was Ilja Ehrenburg in der Sowjetunion laut und öffentlich sagte: Weg mit ihnen, es ist nicht schade drum.⁴⁰ Stalin selbst sagte es übrigens nicht. Der ließ vielmehr im eroberten Berlin als erstes große Holztafeln aufstellen, auf denen die aus ihren Trümmern hervorkriechenden übriggebliebenen Berliner verwundert den tröstlichen, wenn auch hohlen Spruch lesen konnten: „Die Hitler kommen und gehen, das deutsche Volk aber, der deutsche Staat bleibt.“

Warum Nabokov den Tag der alliierten Invasion, den 6. Juni 1944, ausgerechnet in einem pseudodeutschen Restaurant in der Nähe der Harvard-Universität namens „Wursthaus“ feierte, bleibt sein Geheimnis. Es bekam ihm nicht. Er zog sich eine schwere Fleischvergiftung zu.⁴¹

Die sentimentale und verlogene Werbung um Mitleid für das geschlagene Deutschland karikierte Nabokov in seiner Kurzgeschichte *Genrebild 1945*. Dass er auch persönlich nicht daran dachte, Mitleid aufkommen zu lassen, zeigt ein Brief an den Rektor der Schule seines Sohnes, in dem er diesem untersagt, an einer Kleidersammlung für deutsche Kinder teilzunehmen:

Da dieses Land [die Vereinigten Staaten] nicht genug hat, um die Kinder sowohl unserer Freunde als auch unserer Feinde zu ernähren und zu kleiden, bin ich der Auffassung, dass jedes Lebensmittel und jedes Kleidungsstück, welches den Deutschen gespendet wird, notwendig unseren Alliierten weggenommen wird, deren Leiden nicht nur schon begonnen hatten, als sich die Deutschen noch großartig amüsierten, sondern die darüberhinaus aus einem gerechten Grund litten. Wenn ich wählen muss, ob ich für ein griechisches, tschechisches, französisches, belgisches, chinesisches, holländisches, norwegisches, russisches, jüdisches oder deutsches Kind spende, dann fällt meine Wahl nicht auf letzteres.⁴²

Aus der Zeit danach gibt es so gut wie keine veröffentlichten Aussagen zum Thema Deutschland. Nabokovs große Anklageschrift gegen alle Diktaturen, der unterschätzte Roman *Bend Sinister (Das Bastardzeichen, 1946)*, amalgamiert den Nazi- und den Sowjetstaat wieder auf ununterscheidbare Weise. Indirekt lässt sich daraus schließen, dass er nach dem Verschwinden Nazideutschlands begann, das deutsche Problem wieder für ein politisches und nicht für eins des Volkscharakters zu halten. Wenn Padduks Polizeistaat zu einem Teil Nazideutschland ist, dann steckt auch in dem unglücklichen und ungemein sympathischen Helden des Romans, in Adam Krug ein Deutscher. Sein Name ist so russisch wie deutsch. Und insofern Krug etwas Deutsches in sich trägt, gibt es für Nabokov wieder Deutsche, denen er die Chloroformierung nicht mehr wünscht. Das heißt, er scheint von seiner Kollektivverdammung zu lassen und wieder zu differenzieren.

Eine kleine Episode zeigt, dass er seine Haltung zu Kriegszeiten auch gar nicht perpetuieren konnte. 1948 meldete sich ein Oberst von einer amerikanischen Infanteriezeitschrift bei Nabokov. Die amerikanische Regierung wollte seinen Roman *Das Bastardzeichen* zu Umerziehungszwecken ins Deutsche übersetzen lassen. Wäre er immer noch von der völligen Unbelehrbarkeit der Deutschen überzeugt gewesen, so hätte er Nein sagen müssen. Jedoch er ließ Véra Jewsejewna antworten:

Mein Mann hofft, dass sein Buch beim *Re-education*-Programm der Regierung von Nutzen sein kann, obwohl wir so, wie wir die Deutschen kennen, einige Zweifel daran hegen, dass sie einer Umerziehung zugänglich sind. An dieser Stelle hält mein Mann es für unerlässlich, Ihnen folgende Überlegungen vorzutragen: Eins der Hauptthemen von *Bend Sinister* ist die durchaus emphatische Anklage gegen eine Diktatur – jede Diktatur, und obwohl die im Buch tatsächlich geschilderte Diktatur imaginär ist, weist sie dennoch absichtlich Merkmale auf, die (a) dem Nazismus, (b) dem Kommunismus, (c) jedem diktatorischen Trend auch in einer ansonsten nicht-diktatorischen Gesellschaftsordnung eigen sind. Ein voreingenommener Übersetzer könnte dieses Gleichgewicht leicht stören.⁴³

Das heißt, Nabokovs Hauptsorge war in diesem Moment nicht mehr, dass der Roman wegen der Unbelehrbarkeit der Deutschen in Deutschland fehl am Platz wäre, eine Perle vor den Säulen, sondern dass ein deutscher Übersetzer die in ihm enthaltene Anklage gegen das Naziregime wegreuschieren könnte.

Im Sommer 1948 kam die deutsche Übersetzung. Er warf einen misstrauischen Blick hinein, aber sogleich war sein Misstrauen ein ganz anderes als das angekündigte:

Ich habe das mir freundlicherweise übersandte Typoskript jetzt durchgesehen und bin absolut entsetzt. Die Übersetzung ist dermaßen schlecht, dass es mich mehr Zeit und Arbeit kosten würde, alle Schnitzer und Patzer auszubügeln, als für eine Neuübersetzung erforderlich wäre... Da Sie mein Werk in Ihr Programm aufzunehmen vorhaben, wäre es meiner Ansicht in Ihrem wie in meinem Interesse, darin jene Qualitäten und Werte zu erhalten, die die Hauptpunkte des Romans zum Ausdruck brächten. Warum nicht in New York nach einem Übersetzer suchen, einem deutschen Exilschriftsteller (vielleicht könnte Mann einen vorschlagen), dessen Englisch der Aufgabe gewachsen wäre? Ich hoffe gar nicht auf ein Übersetzergenie, aber glaube ein Anrecht auf jemanden zu haben, der sowohl ein Gelehrter als auch ein talentierter Stilist ist.⁴⁴

Wäre Nabokov immer noch der Meinung gewesen, dass die Deutschen hoffnungslos verderbt sind, so hätte es ihm egal sein können, wie sein Roman übersetzt wurde. Dass es ihm nicht egal war, heißt: Er rechnete damit, dass es in Deutschland vielleicht doch den einen oder anderen geben könnte, der Verständnis für den Roman und seinen moralischen und politischen Impetus aufbrächte, und vor diesen Lesern wollte er von einem schlechten Übersetzer nicht blamiert werden. Er ging sogar so weit, dem Obersten vorzuschlagen, sich an den sonst gar nicht geschätzten Thomas Mann zu wenden und sich von ihm einen besseren Übersetzer nennen zu lassen; so gering kann er von Thomas Mann also nicht gedacht haben, dass er ihm nicht zutraute, einen „Gelehrten und talentierten Stilisten“ identifizieren zu können. Jene infanteristische Übersetzung blieb ungedruckt, übersetzt wurde der Roman erst 1962.

Die Geschichte von Nabokov und den Deutschen hatte kein Happyend und konnte es nach allem, was vorgefallen war, auch nicht haben. Es hat keine Aussöhnung stattgefunden. Er hat nie erklärt, dass er einiges an Deutschland vielleicht doch ganz erträglich finde – allerdings hat er Goethe, trotz der Kitsch-Strähne im *Faust*, eines Tages doch als den großen Dichter bezeichnet⁴⁵, für den er ihn natürlich immer gehalten hatte. Er ist niemals wieder in Deutschland gewesen, so wenig wie in Russland. Man wundert sich, dass und wie dringend er seinen Gästen deutsches Bier empfahl.⁴⁶ Statt eines Fazits möchte ich Nabokov selbst zu Wort kommen lassen, mit dem ausführlichsten Kommentar, den er im dritten Drittel seines Lebens zum Thema Deutschland abgab, in einem Interview, das ich 1966 mit ihm führte:

Sie haben fünfzehn Jahre lang in Deutschland gelebt, von 1922 bis 1937. Danach zu urteilen, wie Sie Deutschland und die Deutschen in Ihren damaligen Büchern beschreiben, wurden Ihre Eindrücke immer düsterer. In Ihrem gegen Ende des Zweiten Weltkriegs veröffentlichten Buch über Gogol schrieben Sie, dass „poschlost“ – nämlich aufgeblasener schlechter Geschmack, Kitsch – einen wesentlichen Teil des deutschen Volksgeistes ausmacht, und auch, dass man Deutschland bis zu seinem letzten Bierkrug und Vergißmeinnicht zerstört sehen möchte. Hatten Sie seither Grund, Ihre Ansicht zu ändern?

NABOKOV: Ich mag mein etwas leichtfertiges kleines Gogol-Buch, das ich vor über zwanzig Jahren hastig geschrieben habe, nicht allzu sehr; aber die Stelle, die Sie erwähnen, ist nicht ganz so leichtfertig, wie sie aus dem Zusammenhang gerissen klingt. Lassen Sie mich den Anfang des Absatzes wiederherstellen: „Die Nichtswürdigkeit eines Landes in dem mißlichen Augenblick zu übertreiben, wo man Krieg mit ihm führt – und es bis zu seinem letzten Bierkrug und Vergißmeinnicht zerstört sehen möchte – heißt, gefährlich nahe an jenem Abgrund von *poschlost* zu wandeln, der in einer Zeit der

Revolution oder des Krieges überall gähnt.“ Schließlich sehnten sich auch die Japaner nach der Zerstörung Amerikas bis hinunter zu seiner letzten *peanut* und seinem letzten *pin-up*. In jenem Kapitel spreche ich von den *amo et odi*-Gefühlen, mit denen Rußland als Nation Deutschland als Nation betrachtete. Meine persönliche Einstellung zu Deutschland ist komplizierter. Zweierlei sollte berücksichtigt werden:

Erstens, dass ich in Deutschland eben in den Jahren lebte und schrieb, als nicht nur meine eigenen Eindrücke, sondern auch die meiner deutschen Freunde – und schließlich die Geschichte selbst – „immer düsterer“ wurden, wie Sie es nannten, bis der grau-sige Kitsch, den sie und ich verabscheuten, sich zu einem Regime auswuchs, das in seiner baren, düsteren Vulgarität nur mit dem Russland der sowjetischen Ära zu vergleichen ist. Das ist das eine.

Das andere ist, dass ich auf der Seite meiner Großmutter väterlicherseits meine Vorfahren nicht nur zu baltischen Baronen zurückverfolgen kann, sondern auch zu einem berühmten sächsischen Komponisten und einem renommierten Königsberger Buchverleger und noch weiter zurück zu einem obskuren Organisten in Plauen bei Warenbrück im sechzehnten Jahrhundert, und zweifellos zu manchem Amateurschmetterlingsjäger, der vielleicht Bierkrüge auf seinem Bord und Vergißmeinnicht in seinem Album hatte. Ich möchte hinzufügen, dass ich im Lichte dessen, was in der Rückschau aussieht, als hätte ich die deutsche Kultur in einer bitteren Fußnote abgetan, einigermaßen verlegen bin, wenn ich mich heute einem dritten Umstand gegenübersehe, nämlich dem, dass deutsche Kritiker in der Nachkriegszeit meine Bücher mit ungewöhnlichem Scharfsinn und Kunstverständnis begriffen und gewürdigt haben.

Waren Sie seit dem Krieg je wieder in Deutschland?

NABOKOV: Ich war nicht mehr in Deutschland, seit ich es 1937 verließ.

Haben Sie vor, jemals wieder nach Deutschland zu kommen?

NABOKOV: Nein, nie, genau wie ich niemals nach Russland zurückkehren werde.

Und warum nicht?

NABOKOV: Solange ich lebe, können auch noch Bestien leben, die Hilflose und Unschuldige gefoltert und ermordet haben. Wie kann ich den Abgrund in der Vergangenheit meines Zeitgenossen kennen – des gutmütigen Fremden, dessen Hand ich zufällig schüttelte?⁴⁷

Nicht verwendete Zitate

An Jelena Sikorski, Prag, 25.10.1945:

„Die Nachricht über Sergej hat mich besonders erschüttert ... Wenn mein Hass auf die Deutschen noch größer werden könnte (aber er hat die Grenze schon überschritten), dann würde er es jetzt mit Sicherheit werden ... Wie sehr man sich auch in seinen Elfenbeinturm verkriechen möchte, gibt es doch Dinge, die sehr tief verletzen, wie zum Beispiel die deutsche Abscheulichkeit, Kinder in Öfen zu verbrennen, Kinder, die genauso berauschend heiter und lieb sind wie die unseren. Ich gehe in mich, aber dort finde ich einen solchen Hass auf die Deutschen, die Konzentrationslager, gegenüber jeglicher Tyrannei, dass es auch in meinem Innern keine große Zuflucht gibt.“ (Übersetzung Daniela Rippl, *SZ*, 17./18.6.2000, *SZ am Wochenende* Seite 1)

VN an Chodassewitsch, 24.Juli 1934 (VNRJ p.659):

Schriftsteller „sollten sich nur mit ihrem eigenen bedeutungslosen, unschuldigen, berauschten Geschäft befassen ... Ich schreibe meinen Roman. Ich lese keine Zeitungen.“

Aus Erinnerung, sprich gestrichen:

das „dreimal verdamnte“ Deutschland.

Endnoten

Wo nicht anders angegeben, sind Nabokovs Schriften zitiert nach der Werkausgabe des Rowohlt Verlags, Reinbek, 1989 ff.

¹ *magazine littéraire* (Paris), 379, Septembre 1999, S. 45

² *Erinnerung, sprich* (Kap. 13.2), 1991, S. 350

³ *Pnin* (Kap. 5.5), S. 165–166

⁴ *Erinnerung, sprich* (Kap. 3.1), S. 66

⁵ *Erinnerung, sprich* (Kap. 8.1), S. 207

⁶ *Erinnerung, sprich* (Kap. 3.1), S. 66

⁷ „Aus irgendeinem Grund begegnete ich während meiner abgeschiedenen Jahre in Deutschland nie jenen sanftmütigen Musikern von einst, die in Turgenjews Romanen ihre Rhapsodien bis spät in die Sommernacht hinein spielen; oder jenem trödeligen, altmodischen Schmetterlingssammler, der sich seine Beute an den Strohhut steckt und über den sich die Zeit der Aufklärung so lustig machte...“ (*Erinnerung, sprich* [Kap. 14.1], S. 377–378)

⁸ *Erinnerung, sprich*, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 1999, S. 444 ff. Diverse Stimmen zum hypothetischen Faschismus von „Barbara Braun“ Anfang 1999 in der Mailing List NABOKV-L.

⁹ Andrew Field: *VN: The Life and Art of Vladimir Nabokov*. New York (Crown) 1986, S. 117

¹⁰ „In puncto Vulgarität aber gibt es keine fundamentalen Unterschiede zwischen pälarctischen und nearktischen Sitten. Jeder Prolet aus Chicago kann so bourgeois (im flaubertschen Sinn) sein wie ein englischer Herzog.“ („Über ein Buch mit dem Titel *Lolita*“, *Lolita*, S. 517). In seiner Autobiografie schreibt Nabokov allerdings, ihm sei schon in seiner Cambridger Studienzeit die Internationalität des primitiven „autoritären Charakters“ klar geworden: „Ich halte mir etwas darauf zugute, schon damals die Symptome dessen erkannt zu haben, was heute so klar zutage liegt, da sich allmählich eine Art Familienkreis gebildet hat, der Vertreter aller Nationen vereint, wackere Empire-Erbauer auf ihren Dschungel-Lichtungen, französische Polizisten, das unsägliche deutsche Produkt, den guten, alten, treu zur Kirche gehenden russischen oder polnischen *pogromtschik*, den hageren amerikanischen Lyncher, den Mann mit den schlechten Zähnen, der in Bars oder Toiletten gegen Minderheiten hetzt, und an einer anderen Stelle des gleichen untermenschlichen Zirkels jene unbarmherzigen Roboter mit ihren Pappmachégesichtern, weiten Hosenbeinen und hochschultrigen Röcken, jene Sitzriesen, die sich an allen unseren Konferenztischen auftürmen und die der Sowjetstaat um 1945 nach über zwei Jahrzehnten selektiver Züchtung und Schneiderei zu exportieren begann.“ (*Erinnerung, sprich*, Kap. 13.3, S. 358–359)

¹¹ *Die Gabe* (Kap. 5), S. 585

¹² *Erinnerung, sprich*, S. 375

¹³ Interview mit Kurt Hoffman, 1971, in *Deutliche Worte*, S. 294–295

¹⁴ Andrew Field: *VN: The Life and Art of Vladimir Nabokov*. New York (Crown) 1986, S. 116

¹⁵ Brian Boyd: *Vladimir Nabokov: The Russian Years*. Princeton, NJ (Princeton UP) 1990, S. 87

¹⁶ Brian Boyd: *Vladimir Nabokov: The Russian Years*. Princeton, NJ (Princeton UP) 1990, S. 75

¹⁷ Vladimir Nabokov: *Pushkin „Eugene Onegin“*. Princeton, NJ (Bollingen Foundation) 1964, Band 2, S. 235–236

¹⁸ „Ich verstehe kein Deutsch und konnte daher Kafka erst in den dreißiger Jahren lesen, nachdem *La métamorphose* in *La Nouvelle Revue Française* erschienen war, und zu dieser Zeit waren viele meiner sogenannten ‚kafkaesken‘ Geschichten bereits veröffentlicht.“ (Interview mit James Mossman, 1969, in *Deutliche Worte*, S. 240)

¹⁹ Sozusagen seine abschließende Meinung über Thomas Mann diktierte er 1973 seiner Frau: „Obwohl mein Mann nur sehr eingeschränkt Deutsch versteht, hat er sich die Mühe gemacht, einige Werke von Mann mit Hilfe eines guten Wörterbuchs recht gründlich zu lesen und dabei der Sprache und der Bildersprache seine besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es ist ihm nicht gelungen, dabei jenen besonderen Zauber zu entdecken, den Sie erwähnen. Er findet Manns Stil schwerfällig und geschwätzig und seine Bilder, wenn man sie sich sorgfältig ins Englische übersetzt, nichts als Klischees (wobei ein ehrgeizigerer Satz sich als eine Ansammlung von Klischees erweist), und sein Humor erinnert an Max und Moritz. Außerdem findet er Manns Psychologie künstlich und die Entwicklung seiner Figuren so, dass sie zu dem teleologischen Zweck des Autors passt. Okay?“ (Véra Nabokov an Prof. Paul Kurt Ackermann, *Boston University Journal*, 26.12.1973, in *Selected Letters 1940–1977*, S. 525–526)

-
- ²⁰ Brian Boyd: *Vladimir Nabokov: The American Years*. Princeton, NJ (Princeton UP) 1990, S. 196. Für die Vorlesung gibt es Notizen im Nabokov-Archiv der Berg Collection in der New York Public Library. Der Text der Vorlesung ist unveröffentlicht.
- ²¹ *Vladimir Nabokov: The Russian Years*. Princeton, NJ (Princeton UP) 1990, S. 221
- ²² *Vladimir Nabokov: The Russian Years*. Princeton, NJ (Princeton UP) 1990, S. 504
- ²³ Brian Boyd: *Vladimir Nabokov: The American Years*. Princeton, NJ (Princeton UP) 1990, S. 17
- ²⁴ Brian Boyd: *Vladimir Nabokov: The American Years*. Princeton, NJ (Princeton UP) 1990, S. 25
- ²⁵ Karl Schlögel: *Berlin Ostbahnhof Europas – Russen und Deutsche in ihrem Jahrhundert*. Berlin (Siedler) 1998, S. 159–176
- ²⁶ Russischer Originaltitel *Королек*, englischer Titel *The Leonardo*.
- ²⁷ Russischer Originaltitel *Облако, озеро, башня*.
- ²⁸ Grundsätzlich sind solche Rückschlüsse natürlich nie erlaubt; andererseits muss man sich unnötig dumm stellen, um zu übersehen, dass die Ansichten von Nabokovs Protagonisten sich zuweilen mit seinen eigenen decken. An der folgenden Passage stellt sich die Frage aber gar nicht, denn die relativierende Reflexion ist in ihr selbst enthalten.
- ²⁹ *Die Gabe*, Vorwort, S. 600
- ³⁰ *Die Gabe*, S. 131–134
- ³¹ Brian Boyd: *Vladimir Nabokov: The Russian Years*. Princeton, NJ (Princeton UP) 1990, S. 427
- ³² KdF: „Kraft durch Freude“, im November 1933 gegründete Freizeitorganisation der „Deutschen Arbeitsfront“, der nationalsozialistischen Zwangs- und Einheitsgewerkschaft.
- ³³ *Erinnerung, sprich* (Kap. 6,2), S. 160
- ³⁴ Ernst Hofmann: *Die Gross-Schmetterlinge Europas*. Stuttgart (Hoffmann'sche Verlagsbuchhandlung) 1887, ²1894
- ³⁵ „Pamjati I. W. Gessena“ (Nachruf auf den Mitbegründer der Zeitung *Rul*, seinen Freund und Förderer Iossif Hessen), in *Novoe Russkoe Slovo* (New York), 31. März 1942, S. 2
- ³⁶ Interview mit Beth Kulakofsky, in *Wellesley College News*, 21.3.1941, S. 8
- ³⁷ An Edmund Wilson, 18.7.1941, in *Briefwechsel mit Edward Wilson*, S. 110
- ³⁸ *Nikolaj Gogol*, S. 84
- ³⁹ Brief an Mrs. Theodore Sherwood Hope, Browning Society, 8.2.1944, in: *Selected Letters 1940–1977*, San Diego (Harcourt Brace Jovanovich) 1998, S. 47–48. An Edmund Wilson schrieb er gleichzeitig: „Die Browning Society hat mir ihr Deutsch-Programm geschickt, das folgendermaßen schließt: ‚... in den letzten klagenden Lauten (von Schuberts ‚Gretchen am Spinnrode‘, gesungen von Miss Henrietta Green, die es angesichts des russischen Aspekts ihres Namens besser hätte wissen müssen) dieser frischen, jugendlichen Stimme (von Gretchen, nicht Henrietta), in den Worten ‚Mein hertz is sehr‘ (sic! statt ‚ist schwer‘!) konnte man glauben, den mitleiderregenden Schrei des unterdrückten, gequälten Deutschlands zu hören, des sanften, lebenswürdigen, freundlichen Deutschlands, das um eine Überlebenschance fleht. Dass es diese Chance erhält, ist für den Rest der Welt ebenso wichtig wie für Deutschland. Deswegen müssen wir hoffen, dass am Friedentisch nicht der Geist des Hasses und der Rache, sondern der Geist der Weisheit, des Verstehens, der Barmherzigkeit sitzen möge – ja, und der des aufgeklärten Eigeninteresses.“ Ich schrieb ihnen, dass Gretchen ja von den Klamotten getröstet wurde, die ihr Soldatenfreund aus den pol-

nischen Ghettos mitbrachte – und dass weder Kastration noch Mendelismus noch Domestizierung aus einer Hyäne eine sanft schnurrende Katze machen könnten usw. Vielleicht habe ich damit wieder einen taktlosen Bock geschossen – aber ich kenne diese ganzen Leute nicht und mag sie wohl auch nicht. Bitte, sag mir etwas über sie, falls Du etwas weißt“ (7.2.1944, *Briefwechsel mit Edmund Wilson*, S. 274–275).

⁴⁰ Der sowjetische Schriftsteller Ilja Ehrenburg (1891–1967) feuerte während des Kriegs in Artikeln, Flugblättern und Radiosendungen die Rote Armee an, z.B.: „Es gibt nichts Schöneres für uns als deutsche Leichen ... Jetzt gibt es keine Bücher, keine Liebe, keine Sterne, nichts außer dem einzigen Gedanken: die Deutschen zu töten. Sie alle zu töten. Zu vergraben.“

⁴¹ An Edmund Wilson, 9.6.1944, in *Briefwechsel mit Edmund Wilson*, S. 288–297

⁴² An Reverend Gardiner M. Day, Rektor von Christ Church, Cambridge, MA, 21.12.1945, *Selected Letters*, S. 63. Ich selber bin genauso alt wie Dmitri Nabokov und in Berlin aufgewachsen. Bei Kriegsende waren wir elf. In Berlin trugen wir damals schlumpige, gestopfte und geflickte Kleidungsstücke, die die Eltern irgendwie „organisiert“ hatten und denen nur gemein war, dass sie nie richtig passten – mit einem besonderen Schauer denke ich an lächerlich lange kurze Hosen. Irgendeine Spende hat meine Familie nie erhalten. Von den amerikanischen Care-Paketen, die andere erhielten, profitierte ich dennoch, wenn auch nur indirekt – nämlich indem ich mit vielen anderen Berliner Jungen an den Ausgabestellen Schlange stand, um sie ihren Empfängern auf kleinen selbstgebauten Karren (ein paar Holzlatten aus den Ruinen, vier kleine Aluminiumräder) nach Hause zu rollen; sie waren meistens so beglückt, dass sie für diese Dienstleistung gern ein paar Mark springen ließen. Als ich erfuhr, dass Nabokov einmal ausdrücklich verboten hatte, meinesgleichen die abgelegten Kleidungsstücke seines Sohnes zukommen zu lassen, gab es mir trotzdem einen kleinen Stich.

⁴³ An Col. Joseph I. Greene, *Infantry Journal*, 14.1.1948, in *Selected Letters 1940–1977*, San Diego (Harcourt Brace Iovanovich) 1989, S. 80

⁴⁴ An Col. Joseph I. Greene, *Infantry Journal*, 24.8.1948, in *Selected Letters 1940–1977*, San Diego (Harcourt Brace Iovanovich) 1989, S. 85–87

⁴⁵

⁴⁶ „Feldschlösschen!“, schnaubte er und weckte die Lounge damit auf, die sich wie das ganze Hotel [das Montreux Palace] in der Nachsaison im Winterschlaf zu befinden schien. ‚Feldschlösschen ist etwas für Feldmäuse! Versuchen Sie mal ein deutsches Bier.‘ ‚Vielleicht mag er helles Bier‘, schlug Véra milde vor. ‚Es ist keine Frage von Hell und Dunkel. Es ist eine Frage von Gut oder Schlecht‘, sagte Nabokov ... Wir trafen uns in der Mitte und entschieden uns für eine neutrale Flasche dänisches Carlsberg.“ Interview mit Gerald Clarke, in *Esquire* (Chicago, IL), 84 (1), July 1975, S. 131

⁴⁷ Fernsehinterview (NDR) mit Dieter E. Zimmer, veröffentlicht in *Die Zeit* (Hamburg), 28.10.1966, S. 19–20